

Boiselle. Fricourt, das um 2 Uhr nachmittags ge-

„Wolf in Not.“

Karl Schönherr's deutsches Seldennied.
Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 2. Juli 1916.
Die Notadl-Leute.

Im Notadl-Wirtshof sitzen sie beisammen. Der alte Notadl, sein Weib, der Hies, der schon beweibt ist, dann der jüngere Franz, und endlich der jüngste, der Seppel. Einen, den Philipp deckt schon die Erde, ist bei den letzten Kämpfen gefallen. Jetzt ist das Land verloren, der Bayer und der Franzos herrscht. Den Franzl haben sie assentiert, muß morgen einrücken zu den Bayern. Steht jetzt am Schleißein und schärft sein Messer: „Schleif Stoan, schleiße Bluet“. Die Not des Landes liegt würgend auf allen Männern. Da trinken sie einen roten Wein. Den letzten Tiroler Wein, die nächste Festsung wird seinen Namen mehr haben. Tirol ist nicht mehr. Wohl knirschen sie alle insgeheim mit den Zähnen, doch noch ist das entflammende Wort nicht gefallen. Karlamstag ist's. Der Seppel hat in der Kapelle nach altem Brauch Heiliggrabfugeln anbringen wollen, ist aber ein boarischer Wachter gekommen und hat die Fugeln zerfesselt. Dürfen nicht mehr sein, die alten Bräute. Zu Weisnachten haben die Wuben auch schon keine Krippelein aufstellen dürfen und das Sternsingen zu Dreifönig hat man ihnen auch verboten. „Grad daß man sie noch schnaufen laßt“, sagt die Notadlwirtin. „Schnaufst du lang zue, ho?“ fragt der Jörg von Heiligwasser den getreuzigten Seiland. Der Notadl-Hies ist ein ungueter, jähzorniger Burck. Hat bei den letzten Kämpfen hundertfieben Feinde mit der Fugel hingelegt und noch etliche mit dem Büchsenstoßben zerstampft. Aber jetzt geistert er in der Nacht schlaflos durch das Zimmer, sieht Blut und rote vor den Augen. Sein Weib ist schwanger. Nichts mehr von Blut und Schläschen. Frieden will er, ein stilles Heim, Kinder um sich, er will sie wiegen, will glücklich sein mit los Seinen. Und sollte etwa im Land der Aufrubr wieder los gehen, er ist instand und wandert aus, hinüber in die Schwetz, nur um Ruh zu haben . . .

Der Sandwirt.

Sitzt der Sandwirt bei den Leuten im Notadlhof. Einflüßig vor sich hinstarrend. Das geliebte Tirol untreu, nicht mehr beim Kaiser, der Feind Herr. Kein Tirol mehr. Er hört zu, wie die Leute reden, wie die einen sich nach Frieden sehnen, die anderen in der Schmach knirschen und auf das ersöhnende Wort warten. Noch ist es nicht gefallen. Aber da kommt die Sprache auf die alte, ehrwürdige Notadl-Fahne, die, der Ahnl einmal als Schützenbest heimgebracht

hat. Wo ist sie, diese alte Fahne? Hat der Feind sie weggenommen, wie er den Notadl-Schild wegnahm, weil ein kaiserlicher Adler darauf gemalt war? Der letzte Fahnen-träger war der Philipp. Der hat die Fahne um den Leib getragen und von seinem Herzblut ist die Fahne durchtränkt gewesen. „Junge Leut und der bluetige Fahne — alles hin, berührt der Hies auf, gereizt und wütend. Er war ja nach dem Philipp der Fahnen-träger und das läßt er sich von keinem sagen, daß er die Fahne verspielt habe. Und nimmt die Fahne aus dem alten Kribsbaum, in dessen Höhlung sie versteckt ist. Nimmt sie hervor und da steht sie, die ehrwürdige, blutgerötete, da weht sie, und alle erheben sich erschüttert und entblößen das Haupt. Und da ist jählings die Ruhe dahin bei den Notadlleuten. Der Sandwirt fährt es, das Wort, das in der Luft gelegen ist schon all die Zeit her: „Sie müeh'n wieder obaus. Obaus beim Land, jawoll, bis auf'n lösch'n Kribsbaum, sag i. Davor ist toa Ruhe.“ Und der Franz springt zu der Fahne, will Fahnen-träger sein. Springt der Hies hin, reiht ihm die Fahne weg. „Blüehl, Fahnen-träger bin derweil no i.“ Will nichts mehr wissen vom Auswandern in die Schwetz. — Und ohne Um-blicken, fast ohne Gruß für die Weiber gehen sie jetzt alle davon, die Notadl-Männer, dem Sandwirt nach. Nur der Hies sagt seinem schwangeren Weib: „Weib, Pfiffet Gott. Weib's ghund alle amoa.“ Und der Franz hat es noch geschwind der jungen Kellnerin Anne Maria sagen wollen, daß er sie lieb hat, hat es aber nicht über die Lippen gebracht. So gehen sie alle mit dem Sandwirt davon, gar der Seppel läuft mit, der Jüngste. Die Hiesin hat noch mit dem Sandwirt aufbegehren wollen in ihrem Gram darüber, daß ihr der Mann knapp vor ihrer schweren Stunde wegläuft: „Du Sandwirt, du lößes. Du werst den großen Napoleon zwingen, der mit der Westflug Regl schreibt. Bleib du in dein Weital, bei deine Schaf und Böd. Der Kaiser hat Frieden gmacht. Und jetzt bleib's a jo.“ Sagt ihr der Sandwirt darauf: „Der Kaiser hat m' i e h n. Aber mier können anderst. I sag vier, Weibels: Es gibt toan Fried, bis mer nit wieder sein, wie mer gwöjn sein.“

Bergfel.

Und da kauern sie nun in der Schützengrube auf dem Bergfel. Eine lange Reihe von Tiroler Schützen. Ganz vorne der alte Notadl und der Hies. Weiter hinten unter den anderen der Franz. Und der Seppel tut mit den anderen Wuben die feindlichen Fugeln austragen, die in den Kloten schlagen und bringt sie dem Kugelgießer zu, der mit seiner Gießpfanne hinter einem Felsen hockt, die Klauen

Waffenmaschinen angegriffen. Diese wurden betriebs-

Bohnen formt und jeder einen Spruch mit auf den Weg gibt: „Triff guet; sah! nit danöbn: laß Bluet aus, nimmt Leib und Löbn.“ Bis ihm der Spruch jählings in der Seele stecken bleibt und er, von einer abirrenden Fugel getroffen, die Gießpfanne einem anderen überläßt, um sich in das Gebüsch zu verstecken zu einsamen Sterben. Ganz vorne am Berhan weht die Notadlfahne. Dahinter knien im dichtesten Bulverqualm die beiden Notadler Zielen langsam, bedächtig, schließen: „Dat Paar und Bluet.“ Sie pugen die Kanoniere weg, die dort unten die Geschütze bedienen. Einen nach dem anderen. Den Seppel, der dort hinten im Schützfeld umherläuft, täten sie gern heimjagen, aber sie können nicht aus der Grube heraus. Und mitten im wütenden Schießen fängt der Hies an, von seinem Mund zu reden, das ja jetzt schon am Leben sein muß, ob es wohl ein Bübl ist oder ein Mädl und ob es die Weiber nicht etwa überschoppen und ob . . . Weit ihn der Vater zurecht. „Nicht geben! Es sind schon wieder neue Kanoniere bei dem Geschütz. Bis der Hies jählings aus der Grube aufspringen will und nicht mehr kann und hinflut zu Füßen der wehenden Fahne. Und schon springt der Franz für ihn auf den leeren Platz neben dem Vater. Und weiter geht die Schlacht, Schuß über Schuß. Da wankt die Fahne. Auf springt der Franz. Das läßt er nicht zu, daß die Fahne fällt. Und er verpreizt sie wieder in den Steinen, die Bruit frei den Fugeln bietend. Und da fällt denn auch er hin und will noch einen letzten Gruß an die Kellnerin Anne Maria klammeln und will ihr sagen lassen, daß er sie liebte, doch selbst die erfallenden Lippen sind noch zu schen, die les herbe Geheimnis auszupprechen, und so bleibt es denn ungesagt auf ewig. Da beginnt dem alten Notadl zu grauen. Will wenigstens das kleinste Bübl retten, das Seppel. Nut es zu sich, will es aus dem Feuer führen, heimführen zu der Mutter. Aber die Schützen murren: „Der Notadl geht.“ Und der Sandwirt geht wachsam um und bittet den Notadl: „Siehst Schützen-brüder, verlaß uns grad jetzt nit.“ Und da würgt der Notadl schwer und bleibt und steigt wieder in seine Grube. Und der Seppel tut wieder Fugel austragen, bis ihn selber ein Blei erreicht und ihn durch das Hüß in die junge Eitru fährt. Und der Sandwirt geht um und mahnt die Männer: „Jetzt geht's um Land und Leut.“ Er wäzt selber Steine zum Bergand, legt selber überall Hand an, wo es not ist. Da kommt der feindliche Generalsturm. Die Tiroler wehren sich in furchtbarem Handgemenge, werfen den Feind, würgen ihn. Aber fast alle bleiben sie selber auf dem Platz. Durch's